8

Illustrirtes Sonntagsblatt

1885

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

Zwei Erbinnen.

Roman frei aus dem Italienischen von K. Labacher.

Foriſetzung.)

Felicitas beklagte ſich in den Briefen bitter über ihre kummervolle Lage und über ihre ſchwache Geſundheit und bat in rührenden Ausdrücken um die endliche Gewährung einer kleinen monatlichen Unterſtützung, bis ſie wieder arbeiten könnte wie früher. Dem letzten Briefe war auch eine Adreſſe beigefügt — leider hat dieſe aber keinen Wert, da die angegebene Straße nicht mehr exiſtiert; es war ein enges, ſchmutziges Gäßchen mit baufälligen Häuſern, welche der Stadterweiterung zum Opfer fallen mußten. Es war aus der Alten nichts weiter herauszubekommen, denn ſie wußte offenbar nichts. Ich nahm ihr noch das Verſprechen ab, gegen jedermann über den Zweck meines Beſuches zu ſchweigen und verſicherte ihr, daß ſie die 30,000 Franken ohne Barmherzigkeit herausgeben müßte, wenn ſie das Geringſte ausplaudern würde. Dann kehrte ich nach Paris zurück. Es heißt jetzt, ſich mit Geduld und raſtloſem Fleiß zu wappnen. Es iſt keine leichte Aufgabe, ein Mädchen mittelſt eines bloßen Vornamens und einer Photographie aufzufinden. Trotzdem ſinkt mir der Mut nicht. Ich will das mir vorgeſteckte Ziel erreichen. Und Moritz iſt gewöhnt, zu erreichen, was er einmal erſtrebt hat!"

„So recht, junger Mann!" rief Lartig begeiſtert. „O mir iſt zu Mute, als ſtünde meine eigene Jugend neu in Ihnen auf!"

„Iſt es Ihnen noch immer nicht gelungen, den Manſchettenknopf von Ihrer Freundin Oktavia wieder zu erhalten?" fragte Verdier, der es nicht gerne hörte, wenn Lartig den ohnehin ſo ſelbſtbewußten Moritz zu ſehr mit Lobſprüchen überhäufte.

„Nein!" verſetzte der junge Mann. „Ich verſuchte vor meiner Abreiſe Oktavia zu ſprechen; aber ſie empfängt überhaupt niemand als ihren ruſſiſchen Grafen, den ſie durchaus heiraten will. Bah — die denkt jetzt an ganz andere Dinge, als den Knopf für mich zum Goldarbeiter zu tragen! Es iſt vielleicht beſſer, wenn ich ſie nicht an ihr Verſprechen erinnere, durch Erwähnung des unglückſeligen Knopfes!"

„Das mag wohl ſein — ich glaube es ſelber!" gab Verdier zu.

„Und übrigens, muß ich denn den Knopf an einem verdächtigen Orte verloren haben?" ſagte Moritz. „Weit größer iſt die Wahrſcheinlichkeit, daß ich ihn mit der Aſche der verbrannten Kleider in den Ausguß geſchüttet habe!"

„Wie dem auch ſei — für den Moment iſt dieſer dunkle Punkt nicht aufzuhellen," erwiderte Verdier. „Hoffen wir, daß uns kein Unheil daraus erwächst. Was gedenken Sie heute den Tag über zu thun?"

„Nach Felicitas zu ſuchen. Dieſe Arbeit muß ohne das geringſte Zögern begonnen werden. Ich gehe jetzt nach Hauſe, um mich umzukleiden — dann werde ich meine Runde zu allen Dienſtvermittlern antreten. Das iſt mein erſter Schritt; die weiteren ſind erſt zu überlegen!"

Moritz verabſchiedete ſich bald darauf von ſeinen beiden Verbündeten und ſuchte ſeine eigene Wohnung auf. Er fand bei dem Portier ein Billet Oktavia's, worin ihn dieſelbe für denſelben Abend auf den Opernball einlud. Sie teilte ihm mit, daß ſie einen weißen Domino mit einer Roſaſchleife an der linken Schulter tragen würde.

Moritz füllte die Zeit, die ihm bis zum Abend blieb, in der Weiſe aus, wie er ſie ſeinen Genoſſen angedeutet hatte, ohne vorläufig eine Spur von Felicitas zu entdecken. Gegen elf Uhr verfügte er ſich nach dem Opernhauſe, mietete eine Parterreloge und betrat dann das zu einem Ballſaale umgeſtaltete Parkett. Es dauerte über eine Viertelſtunde, bis Moritz ſeinen weißen Domino mit der Roſaſchleife in dem dichten, verwirrenden Gewühle der verſchiedenartigſten Masken auffand. Endlich hing ſich Oktavia doch an ſeinen Arm und er führte ſie ſchweigend nach ſeiner Loge.

„Biſt Du allein hier?" fragte er dort.

„Zwei Freundinnen ſind noch mit mir da."

„Und der Ruſſe?"

„Er erwartet mehrere Freunde zum Souper in ſeinem Hotel, darum konnte ich für eine Stunde hieher entſchlüpfen."

„Alſo bewacht er Dich ſehr und läßt Dir wenig Freiheit?"

„Er iſt ſehr eiferſüchtig!" klagte Oktavia.

„Eine häßliche Eigenſchaft, nicht wahr? Trotzdem bin ich zufrieden darüber. Eiferſüchtig ſind meiſtens nur die Männer, die ihre Geliebte heiraten wollen!"

„Er verbietet Dir auch, Deine alten Freunde zu empfangen?" fragte Moritz.

„Nein, das nicht — das lege ich mir ſelber, ihm zu liebe, als Opfer auf. Ich lebe nur für ihn allein — zeige mich nicht öffentlich und nehme keine Beſuche an."

„Das iſt aber ein recht fröhliches Leben für Dich!" lachte Moritz.

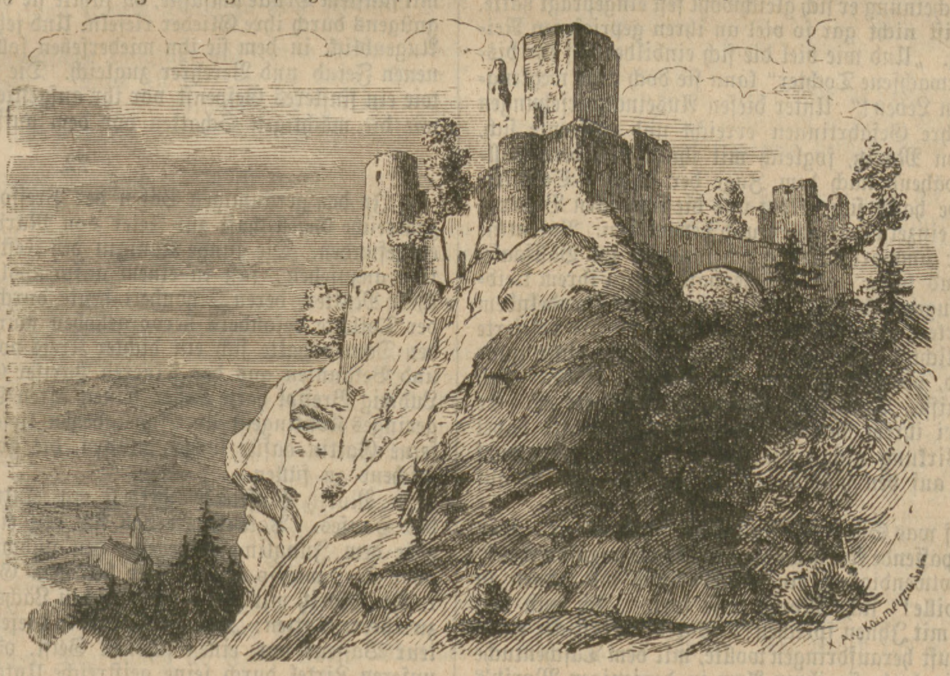
„Die Ausſicht auf eine glänzende Zukunft tröſtet mich!" ſagte die Sängerin. „Iſt er nur erſt mein Gatte! Welche Feſte gedenke ich in meinem Hauſe zu veranſtalten! Und Du, Moritz, mußt immer gegenwärtig ſein, denn ohne Dich gibt es kein Vergnügen für mich!"

„So biſt Du mir noch ein wenig gut, Oktavia?"

„Wie kannſt Du zweifeln?" rief ſie vorwurfsvoll aus. „Wäre ich ſonſt hieher gekommen? Du mußt mir glauben, daß ich Dich liebe, Dich allein. Aber eine glänzende Heirat geht doch über die Liebe — das wirſt Du wohl zugeben?"

„Vollſtändig!" lächelte er, indem er ihre Hand an ſeine Lippen führte. „Es lebe die ſchöne, künftige Gräfin Oktavia."

„Du biſt galant!" erwiderte ſie mit geſenkten Augen. „Bis zu dieſem Namen iſt noch ein weiter Weg. Aber ich will Gräfin werden — wozu hat mir denn die Natur ſonſt ein ſo hübſches Ge-



Ruine Frauenſtein. (Mit Text.)

sicht gegeben, als um mein Glück zu machen? Aber ich finde es furchtbar heiß hier! Welches Gedränge im Saale. Und alle Logen sind besetzt. Ich sehe mir am liebsten das Logenpublikum an!"

Sie traten an die Brüstung der Loge und Moritz blickte hinaus in den nun mit Ballgästen zum Erdrücken gefüllten Saal. Auch die anderen Logen prüfte sein aufmerksamer Blick — es beschäftigte ihn sichtbar ein lebhafter Gedanke. Er wußte, daß die feinere Gesellschaft von ganz Paris heute anwesend war im Opernhause. Warum nicht auch die Familie Bressol? Und vielleicht konnte ihm Oktavia, die so viele Leute kannte, irgend einen Anhaltspunkt geben für seine geplante Annäherung an die Eltern von Dharvilles Erbin?

„Ist Dir in Gesellschaften nie eine Frau Valentine Bressol begegnet?" wandte er sich unvermittelt zu seiner Gefährtin herum. „Ich bin von einem Bekannten um sie befragt worden, der vor kurzem hier angekommen ist und einen Empfehlungsbrief an jene Dame abzugeben hat."

„Hm — wer überhaupt viel in der Welt verkehrt, kennt auch Frau Bressol —!" machte Oktavia achselzuckend. „Sie fehlt ja selten auf einem größeren Balle oder bei einer Soire in der feineren Gesellschaft. Sie ist sehr schön und kokett, hat aber zu ihrem Aerger schon eine erwachsene Tochter. Ich traf sie öfter bei einer bekannten Familie und brachte sie mit meinen Fragen nach ihrer „schönen Tochter" stets dahin, daß sie ganz purpurrot im Gesichte wurde vor Zorn."

„Ist sie auch heute abend hier anwesend?" fragte Moritz wie absichtslos.

Oktavia beugte sich über die Loge hinaus und suchte eine Weile nach Frau Bressol. „Ich kann sie nicht entdecken!" sagte sie endlich. „Vielleicht ist sie auch maskiert oder hat sie ihre Loge über der unserigen. Jetzt könntest Du mich wieder zu meinen Gefährtinnen führen, Moritz — mein Wunsch ist gestillt, Dir meine fortdauernde Liebe zu versichern. Ich darf mich nicht länger unnütz der Gefahr aussetzen, daß der Russe meinem kleinen Seitensprunge auf die Spur kommt."

Moritz erfüllte bereitwillig Oktavia's Wunsch — er war nicht unzufrieden, sich ihrer so rasch entledigen zu können. Er hatte dann wenigstens noch Zeit, sich bei einigen Freunden nach Valentine Bressol zu erkundigen. Die Maskenfreiheit während des Balles bot ihm die beste Gelegenheit, sich Maria's Mutter zu nähern, wenn er sie erst nur herausgefunden hatte aus dem Gewühle so vieler Menschen.

„Dort — dort gehen meine Freundinnen!" rief Oktavia, auf zwei blaue Domino's deutend, die in einiger Entfernung von ihr auftauchten. Moritz suchte sich nun mit seiner Gefährtin zu den bezeichneten Masken zu drängen — aber ein kleiner Zug kostümierter Damen, der sich gerade durch den Saal bewegte, machte ihm ein Vorwärtsschreiten unmöglich. Er und Oktavia mußten warten, bis die wohlarrangierte Gruppe, welche vom Felde heimkehrende Schnitterinnen vorstellte, vorübergezogen sein würde. Moritz betrachtete nicht ohne Wohlgefallen die hübschen, unmaskierten Gesichter dieser fingierten Bäuerinnen und ihre feinen graziösen Gestalten.

„Frau Bressol ist darunter!" rief Oktavia plötzlich halblaut. „Ah — es ist doch zu arg, wie sich die noch auf die erste Jugend hinausspielt."

„Ah — Frau Bressol — und welche ist es denn?" Es kostete Moritz sehr viele Willensanstrengung, daß er diese Frage ruhig und gleichgültig herausbrachte.

„Die im roten Röckchen, mit den Kornblumen und mit den Aehren im dunklen Haar!" sagte Oktavia. „Findest Du sie sehr schön?"

„Nicht besonders!" antwortete er und blickte bald wieder von Valentine weg, deren Erscheinung er sich gleichwohl fest eingeprägt hatte.

„Nicht wahr — es ist nicht gar so viel an ihren gepriesenen Reizen?" rief Oktavia eifrig. „Und wie viel die sich einbildet auf ihr bischen Gesicht. Aber die „erwachsene Tochter" kann sie doch nicht wegleugnen und das nagt ihr am Leben!" Unter diesen Auseinandersetzungen hatte Oktavia endlich ihre Gefährtinnen erreicht und entfernte sich, nach kurzem Abschied von Moritz, sogleich mit ihnen aus dem Ballsaale. Moritz blickte spähend nach dem Zuge der schönen Schnitterinnen aus. Die Gruppe hatte sich gelöst und die schmucken Bauernmädchen ließen sich nun einzeln betrachten und bewundern. Valentine war unstreitig eine der umworbensten Erscheinungen im Ballsaale. Sie sah aber auch reizend schön und mädchenhaft aus in ihrem kleidsamen Kostüm und ihre Augen glänzten von Vergnügen und sprudelndem Lebensmut. Moritz wartete geduldig bis der Kreis um die gefeierte Schönheit sich etwas gelichtet hatte, dann drängte er sich, einen günstigen Moment benützend, plötzlich in ihre unmittelbare Nähe. „Ich weiß um Ihre Geheimnisse, Valentine Dharville," flüsterte er. Er nannte sie absichtlich bei ihrem Mädchennamen und verfehlte dabei auch die beabsichtigte Wirkung nicht. Valentine erbleichte und warf einen zweifelnden Blick auf den maskierten Mann, der sich ihr auf solche Weise vorstellte.

„Ich weiß nicht, auf was Sie anspielen wollen," hauchte sie. „Und überdies haben Sie keine passende Art gewählt, eine Dame anzusprechen!"

„Mich treibt die Notwendigkeit, eine Unterredung mit Ihnen zu suchen, Valentine Dharville!" fuhr Moritz leise fort. „Ich muß von Ihrer älteren Tochter mit Ihnen sprechen!" Valentine erstickte einen Schrei, der aus ihrer Brust heraufdringen wollte, mit dem Taschentuche auf ihren Lippen. Hastig legte sie ihren Arm in denjenigen Moritz's und zog ihn aus dem Bereiche ihrer Bekannten fort. „Sind Sie von Sinnen?" stammelte sie. „Und was wollen Sie von mir? Wer sendet Sie? Wer sind Sie?"

„Treten wir in meine Loge, dort werde ich Ihnen antworten!" sagte Moritz ruhig. Valentine nickte nur als Erwiderung. Sie kämpfte sichtlich mit einer Anwandlung von körperlicher Schwäche. Sie brach in ein hysterisches Schluchzen aus, als Moritz sie auf den weichen Divan in der Loge gleiten ließ. „Beruhigen Sie sich, gnädige Frau — Sie haben nichts zu fürchten von mir, wenn Sie mir nur eine kleine Gefalligkeit erweisen wollen," sagte Moritz, sich neben ihr niedersetzend. „Ja, ich kenne Ihr Geheimnis, ich weiß, daß Sie eine Tochter besitzen, von deren Existenz Herr Ludwig Bressol keine Ahnung hat. Aber ich habe vor, Sie zu schonen — unter einer Bedingung."

„Nennen Sie mir ganz kurz die Summe, für die Sie mir Ihr Stillschweigen verkaufen wollen!" stieß Valentine hervor. „Ich werde bezahlen, um meines Rufes, um meiner Ehre willen."

„Gold genügt mir nicht — denn ich brauche es nicht, gnädige Frau!"

„Was aber können Sie sonst verlangen?"

Moritz löste statt einer Antwort seine Maske. Valentine blickte erstaunt und betroffen in ein Jünglingsantlitz von wahrhaft klassischer Schönheit. Sie fühlte den Strahl seines Auges gleich einer Flamme in ihr Herz hinabsteigen — Wenn er kein Gold brauchte — was war es sonst, das er von ihr begehrte, dieser rätselhafte, geheimnisvolle, gefährliche Mensch?

„Sie sehen mich fremd und prüfend an, gnädige Frau!" sagte Moritz mit einem feinen Lächeln. „Sie kennen mich nicht. Ich aber habe Sie oft und viel gesehen, ich folgte Ihnen wie ein Schatten aus bescheidener Entfernung — denn ich hatte bei dem ersten Blick in Ihr Antlitz eine heiße Leidenschaft für Sie gefaßt, ohne den Mut und die Gelegenheit zu finden, Ihnen näher zu treten. Da verschaffte mir ein Zufall, den ich Ihnen nicht näher erklären kann, die Mitwissenschaft Ihres Geheimnisses. Nun durfte ich Sie ohne Scheu ansprechen, denn Sie hatten ja jetzt Grund, sich mir freundlich gesinnt zu zeigen. Einen weiteren Nutzen suche ich nicht aus dem Besitz Ihres Geheimnisses zu ziehen. Gestatten Sie mir, öfter Ihre Gegenwart zu genießen, führen Sie mich ein in Ihr Haus, in Ihre Familie, — lassen Sie mich Ihr Freund, ihr Sklave sein und ich werde stumm bleiben wie das Grab."

Valentine sah den jungen Mann lange und forschend an. Sie erinnerte sich nicht, ihn jemals gesehen zu haben, sonst hätte sie es wohl nicht wieder vergessen, dieses schöne, ausdrucksvolle Antlitz, diesen durchdringenden Feuerblick der schwarzen Augen. Und er wollte sie seit langem geliebt haben, ihr unablässig gefolgt sein? Sie mußte es wohl glauben, da er es im Tone der vollsten Aufrichtigkeit sagte — und doch klang es so romantisch, daß es fast unwahrscheinlich erschien. Gleichviel — ob er log oder nicht — in seine Bedingungen mußte sie sich fügen ohne Zaudern und ohne nutzlose Bedenken, denn er hatte Macht über sie. Seine Bedingung war ja nicht allzu hart! „Ich füge mich — denn es muß wohl so sein!" sagte sie leise. „Schreiben Sie mir Ihren Namen und Ihre Adresse auf. Ich werde Ihnen eine Einladungskarte zu d m Ballfeste senden, welches in den nächsten Tagen bei uns stattfindet, damit sind Sie in unserem Hause eingeführt. Haben Sie sonst noch ein Verlangen an mich zu stellen?"

„Ich bitte Sie nur, mir Ihre Hand zum Abschied zu reichen," sagte Moritz, seiner angenommenen Rolle als Valentinens Bewunderer getreu.

Sie gewährte ihm das bescheidene Ersuchen und als er ihre Rechte mit sanftem Drucke umfaßte, da fühlte sie den Schauer eines süßen Vergnügens durch ihre Glieder rieseln. Und jetzt schon freute sie sich auf den Augenblick, in dem sie ihn wiedersehen sollte, ihren so plötzlich erschienenen Feind und Verehrer zugleich. Die Vergangenheit, die drohend wie ein finsteres Gespenst vor ihr aufgestiegen war, verschwand wieder wie die mächtigen Schatten vor dem aufsteigenden Sonnenlicht.

22.

In den geräumigen Sälen des Bressol'schen Hauses hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft zur Feier von Marias siebzehntem Geburtsfeste eingefunden. Die junge Königin des Festes, lieblich wie eine Maienrose anzusehen, saß in einem anspruchslosen, weißen Kleide neben ihrer Mutter, deren Schönheit heute durch die ausgesuchtesten Künste der Toilette besonders hervorgehoben wurde. Und rings um die beiden Damen hatte sich ein dichter Kreis von Valentinens Freundinnen und Bekannten aus der feineren Pariser Gesellschaft gebildet — denn Ludwig Bressol hatte außer seinen alten Spielfreunden nur ein ganz geringes Kontingent an Eingeladenen liefern können — da hatte schon seine Gattin dafür sorgen müssen, die großen Säle mit Gästen hinreichend zu füllen.

„Moritz Vasseur!" meldete ein eintretender Diener der Herrin des Hauses. Valentine erhob sich mit einem flüchtigen Erröten und eilte dem Jüngling entgegen, den Ludwig Bressol soeben begrüßte, ohne ihn, wie so viele seiner heutigen Gäste, zu kennen. Valentine reichte Moritz mit einem freundlichen Lächeln die Hand und sagte dann zu ihrem Gatten: „Ich stelle Dir in diesem jungen Mann den Redakteur Vasseur vor, einen schönen Geist, oder vielmehr ein Genie, der unseren Zirkel durch seine geistreiche Unterhaltung beleben wird. Er hat mir einmal auf einem Balle Ritterdienste gegen einen überlästigen

unverschämten Tänzer geleistet und seitdem betrachte ich ihn wie einen Freund."

„Die Freunde meiner Frau sind natürlich auch die meinigen!" sagte Bressol höflicher als es sonst seine Art war — denn das offene, schöne Gesicht des Jünglings hatte auch für ihn etwas unwillkürlich Einnehmendes.

Valentine legte ihre Hand leicht auf Moritz's Arm und promenierte mit ihm durch den Saal. Sie zauderte, ihn zu ihrer Tochter zu führen, da sie Maria's zarte, jungfräuliche Reize nicht unterschätzte und stets fürchtete, durch dieselben verdunkelt zu werden. Sie plauderte mit Moritz über gleichgültige Gegenstände und von diesen ging sie plötzlich auf ein Thema über, welches seine nähere Einführung in ihre Familie betraf. „Suchen Sie im Laufe des heutigen Abends die Gunst meines Mannes zu gewinnen, wenn Sie öfter bei uns verkehren wollen," sagte sie. „Denn ich bin nicht so mächtig in meinem Hause, als Sie wohl glauben! Wenn Sie meinem Manne nicht gefallen, würde es mir nie und nimmer gelingen, Sie zu einem intimeren Bekannten unserer Familie zu machen. Ludwig Bressol hat seinen eigenen Kopf gegen alle — mit Ausnahme seiner Tochter. Ich werde Sie jetzt meiner kleinen Maria vorstellen und dann empfehle ich Ihnen, sich vollständig meinem Gatten zu widmen. Sind Sie ein guter Schachspieler?"

„Ich spiele wenigstens sehr gerne Schach!"

„So bitten Sie Bressol, eine Partie mit Ihnen zu machen, das ist der sicherste Weg zu seinem Herzen," sagte Valentine, während sie ihn zu ihrer Tochter hinführte und ihn derselben mit einigen Worten vorstellte. Sie studierte dabei ängstlich die Mienen des jungen Mannes. So bange hatte sie die Rivalität der sanften, goldhaarigen Maria noch niemals gefürchtet, wie heute. Und Moritz hatte seine eigenen Gründe, das junge Mädchen mit Aufmerksamkeit, — ja mit unverhehltem Interesse zu betrachten, Gründe, von denen aber Valentine keine Ahnung haben konnte. Sie sah nur, daß er lange — zu lange nach Maria hinblickte.

„Gehen wir nun in den Spielsaal —" flüsterte sie Moritz zu und zog ihn jäh aus der gefährlichen Nähe ihrer Tochter fort.

„Ludwig ist schon anwesend —" flüsterte sie. „Denken Sie an meine Worte — suchen Sie sich meinen Mann zum Freunde zu machen — alles übrige findet sich von selbst." Valentine kehrte hierauf in den größeren Saal zurück und wollte eben ihren früheren Platz neben Maria einnehmen — als sie plötzlich wie erstarrt stille stand und mit den Blicken eines tödlichen Erschreckens nach der Eingangsthüre sah —

„Herr Paul Gibray — Herr Albert Gibray!" rief der anmeldende Diener laut.

Ja — der grauhaarige, ernste Mann, der dort auf der Schwelle stand, das war Paul Gibray, der Gegenstand ihrer ersten Liebe — der Vater ihres ersten Kindes! Und sie konnte ihm nicht entfliehen, sie mußte ihm als die Herrin des Hauses entgegentreten und ihn begrüßen. Aber eine Aufklärung wollte sie sich noch zuvor verschaffen. Sie wollte wissen, ob Paul Gibray durch ihren Gatten hieher geladen worden war — oder ob er aus freiem Antriebe erschien, um sie, die ihn treulos verraten und verlassen hatte, zur Rechenschaft zu ziehen und zu verderben? Sie eilte, so rasch es ihre wankenden Kniee erlaubten, zu Maria hin. „Wer sind jene beiden Herrn? — Habt ihr ihnen Einladungen geschickt — Du oder Dein Vater?" fragte sie.

„Der jüngere ist ein Schüler des Herrn Servet," erwiderte Maria, heiß errötend. „Wir lernten ihn in dem Atelier des Malers kennen und Papa lud ihn samt seinem Vater zu dem heutigen Feste bei uns ein."

Paul Gibray war inzwischen langsam mit seinem Sohne in dem Saale vorwärts geschritten. „Dort ist sie, die ich liebe, Vater!" flüsterte Albert leidenschaftlich. „Jener goldlockige Engel im weißen Kleide — blicke hin und sage mir, ob sie nicht würdig ist, einst Deine Tochter zu heißen."

„Ein schönes und liebes Geschöpf — es ist wahr!" antwortete Gibray. „Aber bedenke immer, daß Du noch viel zu jung bist, um überhaupt —" Das Wort erstarb ihm auf den Lippen — denn da kam Valentine gegen ihn her. — Ein unbefangenes Lächeln umspielte ihren Mund und heiter blickten ihn ihre strahlenden Augen an. Versuchen mußte sie es ja doch wenigstens, ob er ihr Gesicht nicht vergessen hatte während der zweiundzwanzigjährigen Trennung!

Aber seine jähe Todesblässe und sein Zusammenzucken verrieten ihr nur zu sehr, daß er sie mit dem ersten Blicke erkannt hatte und auch sie wurde nun bleich und unruhig, und fast unbewußt legte sie den Finger an ihre Lippen, während ihr Auge sich tief und flehend in das seine versenkte. Er verstand die stumme Sprache ihrer Gebärden. Er nickte, ohne daß sich der finstere Ausdruck seiner Mienen veränderte.

„Willkommen in unserem Hause!" sagte Valentine zu ihren beiden Gästen und legte, wie sie es vorhin bei Moritz gethan, ihre Hand auf den Arm von Paul Gibray. „Erlauben Sie, daß ich Sie meiner Tochter vorstelle. Mein Gatte ist momentan im Spielsaale."

Alberts Augen flogen seinen Schritten voran zu Maria. Das junge Mädchen reichte ihm unbefangen die Hand hin und wandte sich dann mit einer freundlichen Begrüßung an seinen Vater. Aber verschüchtert schwieg sie nach den ersten Worten und sah sich hülflos nach Albert um. Wie konnte der Vater eines so heiteren, so liebenswürdigen und freundlichen Jünglings doch so trübe, so streng, ja fast drohend blicken! Kam das von seiner Beschäftigung mit Verbrechern und deren häßlichen Thaten her?

Albert suchte die finstere Schweigsamkeit seines Vaters, die auch ihn lebhaft überraschte, durch Entfaltung all seiner Liebenswürdigkeit gegen Maria gut zu machen.

Das gab Paul Gibray Gelegenheit, der schönen Frau an seinem Arme zuzuraunen: „Ich muß Sie sprechen, Valentine, ohne Zeugen." Sie nickte und mit kleinen, maskierenden Umwegen lenkte sie seine Schritte nach dem Gewächshause, dem „Toilettenzimmer" der Damen. Hier war sie ziemlich sicher vor einer Störung. Sie ließ sich jedoch nicht nieder auf dem Ruhesitz aus rotem Samt, sondern blieb vor Paul Gibray stehen. „Vielleicht wäre es besser gewesen, uns gegenseitig als Fremde zu behandeln, da der Zufall uns noch einmal zusammen geführt hat!" begann Valentine.

„Ich glaube es wohl, daß Ihnen sehr damit gedient gewesen wäre!" sagte Paul Gibray etwas höhnisch. „Ich aber denke anders über die Sache. Ich frage Sie nicht: „Warum sind Sie entflohen vor mir, Valentine, da ich Ihnen doch geschworen hatte, Sie zu meiner Gattin vor der Welt zu machen, nachdem sie es einmal durch meine Liebe vor dem Auge Gottes geworden waren. Sie verließen mich, weil Sie sich meiner überdrüssig fühlten. Gut — darein mußte ich mich ergeben. Aber ich frage Sie: was haben Sie mit unserem Kinde angefangen, auf welches ich ein Recht habe wie Sie. Wo ist meine Tochter? Welches Schicksal haben Sie dem hilflosen Wesen bereitet? Antworten Sie mir — oder ich werde diese Frage im Angesichte Ihres Gatten an Sie stellen!" Valentine ergriff mit beschwörender Gebärde Gibray's Hand.

„Hören Sie mich — haben Sie Mitleid mit mir," stöhnte sie. „Ich kann Ihnen nicht antworten. Ich weiß nicht, was aus dem Kinde geworden ist. Mein Bruder raubte mir den kaum zwei Tage alten Säugling und drohte mir durch einen Brief, mich öffentlich zu brandmarken, wenn ich ihm die Kleine nicht überlassen würde. Und ich war so froh, des Kindes los zu sein — ich wußte es in guten Händen. Was wollen Sie, ich war ein dummes, leichtsinniges Geschöpf damals, das nur den Launen seines Herzens folgte und keinen anderen Lebenszweck kannte, als das Vergnügen! In der Provinz lernte ich meinen jetzigen Gatten Ludwig Bressol kennen. Er hielt mich für ein ehrliches Mädchen — und machte mich zu seiner Frau — und seitdem bin ich eine treue Gattin geworden. Ich nenne mich Bressol's glückliche Gattin — ich habe einen süßen, unschuldigen Engel zur Tochter — kein Wölkchen verdunkelt den Frieden meines häuslichen Glückes — da kommen Sie, um mich zu verderben — um achtzehn Jahre meines tadellosen Betragens wertlos zu machen, Sie wollen mich brandmarken vor meinem Gatten und meiner reinen Tochter. O thun Sie, was Sie wollen — ich kann Sie ja nicht hindern. Aber ich kann mich dieser Schmach durch einen raschen Tod entziehen —!" Valentine brach in ein konvulsivisches Schluchzen aus und verhüllte ihr Antlitz mit ihren beiden Händen. Ihre heuchlerische Sprache hatte nicht verfehlt, Eindruck auf Paul Gibray zu machen. Zwar blieb sein Haß gegen sie unvermindert, die einst seine Jugend vergiftet hatte, doch als edler Mensch und vielleicht mehr noch als Jurist, trug er Bedenken, sie, die Reuige und Gebesserte, durch eine plötzliche Zerstörung ihrer glücklichen Lebensstellung vielleicht von neuem auf die Bahn des Leichtsinnes zurückzustoßen.

„Ich müßte vorerst an das Märchen von dem Kinderraube Ihres Bruders glauben können, ehe ich Ihnen verspreche, Sie zu schonen!" sagte er nach einer langen Pause. „Vermöchten Sie mir Ihre Angaben zu beweisen?"

„O mein Gott, nein!" rief sie in herzbewegenden Tönen. „Jenen Brief habe ich als natürlich sogleich vernichtet. Ich schwöre Ihnen aber bei dem Leben meines heißgeliebten Kindes, daß ich die Wahrheit sprach."

„Schreiben Sie den Namen und die Adresse Ihres Bruders hier in dieses Notizbuch!" gebot Paul Gibray. „Ich werde mich selber an ihn wenden. Bis zu dem Eintreffen seiner Antwort will ich unser Geheimnis strenge bewahren. Was ich dann thun werde, hängt gerade von dieser Antwort ab. Ich habe Sie seit zweiundzwanzig Jahren gesucht, um Sie nach meinem Kinde zu fragen — und nun ich Sie endlich gefunden habe, sollen Sie mir nicht mehr entschlüpfen! Die Erde schien Sie verschlungen zu haben, seit Ihrer Flucht vor mir. Wo hielten Sie sich auf, daß es mir nicht gelang, Sie zu entdecken?"

Valentine hatte den Namen ihres Bruders in Gibray's Notizbuch geschrieben und als seinen letzten Aufenthalt London bezeichnet. Eine nähere Adresse wußte sie ja nicht anzugeben.

„Ich verlebte sechzehn Jahre mit Bressol in Lyon!" antwortete sie. „Dann machte er eine große Erbschaft und wir zogen hieher nach Paris. Ich verkehre so ziemlich häufig in der besseren Gesellschaft und nur ein Zufall ist's, daß wir erst heute zusammentrafen. Aber wenn unsere Unterredung zu Ende ist, so bitte ich Sie, mich entfernen zu dürfen. Oder gestatten Sie mir, Sie zu meinem Gatten in den Spielsaal zu führen. Sie haben ihn ja noch nicht begrüßt."

„Gut — es ist also ein Waffenstillstand zwischen uns geschlossen, Madame!“ sagte Paul Gibray, während er Valentine folgte. „Aber merken Sie es, nur ein Waffenstillstand — Friede wird erst sein zwischen uns, wenn ich meine Tochter in Armen halte. Außerdem nie, nie!“ Ludwig Bressol erhob sich bei Gibray's Eintritt sogleich von seinem Sitze und beschäftigte sich mit ihm auf die auszeichnendste und aufmerksamste Art.

Valentine hatte also Gelegenheit, Moritz zuzuflüstern: „Folgen Sie mir, ohne daß es auffällt, wenn ich den Salon verlasse.“

Valentine grüßte die anwesenden Herrn und erklärte, zu ihrer Tochter zurückkehren zu wollen. Draußen in dem kleinen, schmalen Gange, welcher die beiden Teile der Wohnung mit einander verband, gesellte sich Moritz zu ihr und sie erzählte ihm in wenigen Worten ihre Unterredung mit Paul Gibray und bat ihn vertrauensvoll um seinen Rat.

Moritz erschrak lebhaft, als er hörte, daß sich Paul Gibray an Dharville wenden wollte, um Aufschlüsse über Felicitas zu erhalten. Wie leicht konnte er dabei zur Kenntnis von Dharville's Tode und von dessen hinterlassenem Testament gelangen, welches im Originale bei dem Notare des Verstorbenen in Verwahrung lag. Mit einem raschen Entschlusse riß er ein Blatt aus seinem Taschenbuche und schrieb folgende Adresse darauf: „Herr William Brandy, königlicher Notar in London.“

Brandy war, wie Moritz wußte, ein Freund Michael Bermonts, ein Mitglied des Bundes der Fünfe, der seinen wirklichen Namen Chauvin unter diesem Pseudonym verbarg.

„Suchen Sie noch heute einige Worte mit Paul Gibray zu sprechen!“ sagte Moritz, indem er Valentinen das Blatt überreichte. „Sagen Sie, daß dies die Adresse von Dharville's Notar ist, durch den er wohl dessen genaue Adresse am besten erfahren könnte. Noch sicherer wäre es, wenn Sie Paul Gibray raten würden, seinen Brief durch Brandy's Vermittlung an Herrn Dharville zu senden. Wenn Ihnen das gelänge, dann könnte ich dafür stehen, daß Sie in keiner Beziehung etwas zu fürchten haben, denn Brandy ist mein Freund. Und daß ich es nur gestehe, durch ihn weiß ich um Ihr Geheimnis, Valentine.“

„Ich will Ihre Vorschriften genau befolgen, mein teurer Moritz,“ hauchte die schöne Frau zärtlich. „Ich hielt Sie für einen gefährlichen Feind, als Sie zuerst vor mir erschienen. Und nun sind Sie zu meinem Freund und Retter geworden.“

Valentine und Moritz kehrten nun wieder zur Gesellschaft zurück. Die Tanzmusik hatte soeben begonnen und Maria stand neben Servet, um mit ihm den Ball zu eröffnen, das frische junge Mädchen mit dem greisen Kunstjünger. Den zweiten Tanz aber hatte Maria an Albert Gibray versprochen. Es war ein Polka, der die beiden, schon von ihren Gefühlen etwas Erhitzten, völlig außer Atem brachte.

„Ruhen wir aus!“ bat Maria, als sie kaum zwei Mal die Runde durch den Saal gemacht hatten. Albert befolgte sogleich den Befehl seiner lieblichen Tänzerin und führte sie in eine Fensternische, wo er sich neben ihr niederließ. „Welcher schöne, glückliche Abend heute für mich,“ sagte er mit gesenkten Augen.

„Tanzen Sie gerne?“ fragte sie unbefangen.

„O nein — es macht mir Herzklopfen. Aber ich bin Ihnen nahe, ich darf mit Ihnen sprechen, ohne daß Herr Servet oder Ihr Papa zuhört. Wenn ich nur auch den Mut hätte, diese Gelegenheit, die vielleicht so bald nicht wiederkehrt, zu benützen.“

„Zu was?“ fragte sie mit großen, verwunderten Augen.

„Nun denn — ich möchte Sie fragen, ob Sie mir ein wenig gut sind!“

Maria fühlte eine heiße Glut in ihre Wangen aufsteigen und zugleich stürmte es in ihrer Brust von rätselhaften, aber unendlich angenehmen Gefühlen. „Warum sollte ich Ihnen nicht gut sein?“ fragte sie mit gesenktem Blicke. „Sie waren ja immer so freundlich gegen mich!“

„Aber ich meine eine andere Art von Neigung!“ sagte Albert. „Ich bin noch sehr jung, mein Vater nennt mich noch einen Knaben und trotzdem fühle ich mich als Mann, denn die Liebe ist's, die das Menschenleben zur Reife bringt. Und ich liebe Sie, Maria, und ich frage Sie, ob auch Sie mir so gut sind, daß Sie einst Ihr Schicksal mit dem meinen vereinigen möchten? Verstehen Sie mich wohl, einst! Jetzt darf ich Sie ja nicht als ein Gut betrachten, welches ich mir zueignen will, sondern vielmehr als ein hohes Ziel, nach dem ich erst zu ringen hätte mit allen meinen Kräften!“

„Aber, Herr von Gibray, das sind ja Dinge, die ich ja eigentlich nicht anhören dürfte. Und dennoch —“ Maria unterbrach sich in tiefer Verwirrung.

„Nur ein einziges Wort —“ flehte Albert. „Fühlen Sie Sympathie für mich, ist Ihr Herz meinen heißen Wünschen nicht entgegen?“

„Aber unsere Eltern!“ hauchte Maria.

„Mein Vater liebt mich und der Ihrige betet Sie an, Maria. Wir sind gleichen Standes und beide nicht ohne Vermögen. Wo sollten da Hindernisse liegen, wenn wir nur selber treu aneinander festhalten und uns angehören wollen für's ganze Leben?“

„O, mir ist so seltsam zu Mute, Herr Gibray.“

„Aber Sie hassen mich nicht?“

„Nein, gewiß nicht!“

„Ich darf also hoffen, Sie zu gewinnen, wenn ich mir eine geachtete Stellung in der Welt errungen haben werde?“

„Wenn mein Vater unserem Bunde günstig gesinnt ist, ja!“

„Versprechen Sie mir, mir treu zu bleiben, wenn auch Jahre dahin gehen, bis ich um Sie werben kann, wenn auch andere Freier um Sie anhalten bei Ihren Eltern?“

„O, das verspreche ich Ihnen von ganzem Herzen, das schwöre ich Ihnen!“ sagte das junge Mädchen mit bebender Stimme.

„Und ich, Maria, schwöre Ihnen meinerseits Treue und unwandelbare Liebe!“ erwiderte Albert feierlich. „Wir sind nun fest vereint für das Leben, was uns auch die Zukunft bringen möge!“

„Der Tanz ist zu Ende!“ rief Maria mit einem letzten innigen Blicke in seine Augen. „Kehren wir zu meiner Mama zurück, sie könnte mich sonst vermissen.“ Albert und Maria traten strahlend vor innerer Glückseligkeit aus der Fensternische, welche sie den Beobachtungen der Gesellschaft entzogen hatte. Sie sahen Frau Bressol neben Herrn Paul Gibray stehen und nickten sich zufrieden über diesen Anblick zu. Ein neuer Tanz begann, Maria trat mit dem gleichfalls anwesenden Graf d'Arsenilles in die Reihen. — So verging die Nacht, Moritz kehrte endlich aus dem Spielsaale zurück und forderte Valentine zur letzten Quadrille auf.

„Ich bin frei!“ sagte er lächelnd, „denn Herr Bressol schläft tief und fest auf dem Divan im Spielsaale. Und er ist glückselig entschlummert, weil ich mich dreimal „matt“ von ihm machen ließ. Ich habe vollen Sieg bei ihm errungen und ein Beweis dafür ist, daß ich Sie und Fräulein Maria statt seiner morgen bei der Schlittschuhpartie im Vincenner-Wäldchen begleiten darf. Er klagte mir seine Not, den Kavalier seiner beiden Damen spielen zu müssen und war äußerst erfreut, als ich mich erbot, diesen Ritterdienst zu übernehmen.“

„Ja, Maria hat ihrem Vater das Versprechen abgeschmeichelt,



Vor der Mausefalle. (Mit Text.)

uns morgen zum Schlittschuhlaufen zu führen!“ sagte Valentine. „Welches Glück, daß Sie uns nun begleiten werden.“

„O er war sehr erfreut über die Adresse des Notars und be innt nun an der Wahrheit meiner Behauptungen zu glauben. Er will „leich



Kirche in Wittelsbach. Originalzeichnung von V. Weishaupt. (Mit Text.)

„Und was haben Sie bei Paul Gibray ausgerichtet?“ fragte Moritz begierig.

morgen einen Brief für meinen Bruder an Herrn Brandy schicken!“
„Gut, gut!“ sagte Moritz, tief aufatmend. „Dann sind sie ge=

borgen, dann haben Sie durchaus nichts mehr zu fürchten." — Als die Quadrille zu Ende war, verabschiedeten sich Paul Gibray und dessen Sohn von der Gesellschaft. Albert wagte keine Frage an den schweigsamen und sichtbar trübe gestimmten Vater zu stellen, während sie neben einander nach Hause gingen. Aber als ihm Paul Gibray in dem kleinen Salon, der ihre beiden Schlafzimmer trennte, die Hand zum Abschied reichte, da konnte sich Albert des bangen Rufes nicht enthalten: „Hat Dir Maria mißfallen, Vater?"

Paul Gibray trat mit seinem Sohne in dessen Schlafzimmer. „Ich habe erst morgen mit Dir über jenes junge Mädchen sprechen wollen," sagte er. „Es war mir leid, Dir die Nachtruhe zu stören, da Du es aber verlangst, muß ich Dir wohl meine Meinung sagen. Du hast mich mit Bitten so lange bestürmt, bis ich mit Dir zu den Bressol's ging, um das Mädchen Deiner Wahl zu sehen und zu prüfen! Und jetzt segne ich meine Nachgiebigkeit gegen Deine Wünsche. Wohlan denn, so sehr es mir auch Schmerz verursacht, Dir wehe thun zu müssen, so bin ich dennoch zu der Erklärung gezwungen: „Mit meiner Einwilligung wird Maria nie und nimmer Deine Gattin."

„Und warum nicht, Vater!" rief Albert mit totbleichem Gesichte und einer krampfhaften Bewegung nach seinem Herzen hin.

„Ja, Du hast das Recht, Gründe für meinen Ausspruch von mir zu fordern, mein Sohn. Ich muß Dir mit wenigen Worten die Geschichte meiner Jugend erzählen. Ich war nur um wenige Jahre älter, als Du jetzt bist, mein Sohn, und bekleidete noch eine untergeordnete Stellung bei der Polizei. Ich verliebte mich in ein armes, aber wunderschönes Mädchen. Laß mich über die Folgen schweigen. Doch meine Absichten waren ehrliche und ich schwur meiner Geliebten, sie zu heiraten, sobald ich majorenn und dadurch unabhängig von meinen Eltern geworden sein würde.

„Wenige Tage nachdem meine Geliebte mir ein kleines Mädchen geschenkt hatte, erkrankte ich an einem Typhusfieber. Und als ich wieder genesen war, lenkte ich meine noch unsicheren Schritte zu meiner geliebten Valentine. Ich fand ihre Wohnung leer — sie war mit einem reichen Bankier vor mir entflohen — und auch mein Kind war fort, meine süße, kleine Tochter. Alle meine Nachforschungen blieben vergeblich — ich habe Valintine nie wiedergesehen, bis heute — bis ich in Bressols Gattin, in Maria's Mutter meine treulose Jugendgeliebte erkannte!" Albert stieß einen heiseren Schrei aus und sank wie vernichtet auf einen Stuhl. „Ich habe furchtbar gelitten durch den Verrat jenes abscheulichen Geschöpfes," fuhr Herr von Gibray in wachsender Erregung fort. „Selbst meine später eingegangene Ehe mit einem Engel an Güte und Liebe, mit Deiner Mutter, mein teurer Albert, hat michden Schmerz meiner Enttäuschung nicht vergessen machen können. Begreifst Du also, mein Sohn, daß ich nie und nimmer darein willigen würde, Valentinens Tochter als Deine Gattin zu sehen? daß mir der Gedanke unerträglich ist, mit der verhaßten Frau in eine so nahe verwandtschaftliche Verbindung zu treten?"

Albert erhob sich und trat todesbleich, aber entschlossen vor seinen Vater hin. „Du hast gesprochen!" sagte er mit bebender Stimme. „Und ich ehre Deinen gerechten Unwillen, Deinen nur allzusehr begründeten Zorn. Nun höre aber mich an! Was auch Valentine Bressol begangen haben mag. Maria ist unschuldig und ich habe ihr Treue geschworen. Ich werde sie nicht gegen Deinen Willen zu Deiner Tochter machen, aber ich werde auch nie eine andere Frau wählen. Ich werde warten, bis Dein Groll sich gemindert hat, bis Du einsehen lernst, daß man die Kinder nicht hassen und strafen soll für die Sünden ihrer Eltern! Und ich hoffe, diese Zeit wird kommen, denn Du bist gerecht, mein Vater."

„Nein, Albert, mein lieber Sohn, ich kann Alles thun für Dich, aber jener Frau verzeihen, nein, nie und nimmer!"

„Und dennoch werde ich warten, Vater!" sagte Albert resigniert und traurig. „Ich habe keine andere Wahl."

Herr Paul Gibray verließ mit schwer belastetem Herzen das Zimmer seines Sohnes. Er kannte diesen „Knaben Albert"! Er wußte, daß er weit eher einen Strom aufhalten konnte in seinem raschen Laufe, als den festen, starken Sinn seines Kindes beugen.

23.

Moritz verließ das Fest gegen die dritte Morgenstunde und verfügte sich geraden Weges zu Verdier, dessen Haus- und Wohnungsschlüssel er stets bei sich trug. Er weckte Verdier aus dem tiefsten Schlafe und ging mit ihm nach kurzem Gespräche in das Zimmer, wo die Verkleidungsutensilien aufbewahrt waren. Binnen weniger als zwanzig Minuten hatten sich die beiden Männer vollständig in schlichte Arbeiter verwandelt und verließen die Wohnung durch das Thor, welches in die Berangerstraße führte.

„Eine herrliche Idee!" murmelte Verdier ein Mal über das andere. „Morgen um diese Stunde werden wir die eine der Erbinnen los sein!" Moritz schritt schweigend neben seinem Gefährten dahin, er trug eine nicht allzu umfangreiche Kiste auf der linken Achsel und stützte sich im Gehen auf einen tüchtigen Knotenstock, wie einer, der wegen eines Fußleidens nicht recht vorwärts kommen kann.

Verdier und Lartig verfügten sich zum nächsten Standplatze der Mietwagen. Sie fanden einen einzigen Einspänner vor, dessen Kutscher, in einen dicken Mantel gehüllt, auf dem Bocke schlief.

„He, guter Freund!" rief Moritz. „Wollt Ihr uns nicht nach Vincennes führen? Ich bin dorthin mit meinem Kameraden wegen Reparaturen an der Brücke bestellt, habe mich aber gestern mit dem Beil in den Fuß gehauen und kann nun den weiten Weg nicht machen." Der Kutscher nickte mit dem Kopfe und setzte seinen müden Braunen in Fahrbereitschaft. Verdier und Moritz bestiegen den Wagen und fort ging es, so schnell den armen Braunen seine Beine trugen. In Vincennes bezahlte Moritz den Kutscher und nachdem derselbe wieder davon gefahren war, bog er mit Verdier in die Straße ein, welche zum großen Teiche führt, dem Versammlungsorte der Pariser Schlittschuhläufer, wenn der Winter seine dicke Eisdecke darüber gelegt hat. Moritz drang mit seinem Gefährten am Rande des Teiches bis zu der hölzernen Brücke vor, welche das Ufer mit einer mitten im Wasser gelegenen Insel verbindet. Dort betraten sie entschlossen das Eis und Moritz stellte seine Kiste neben dem Brückenpfeiler nieder, der sich dem Ufer der Insel zunächst befand.

Moritz warf einen langen, forschenden Blick auf den Teich und die Insel — er nickte zufrieden, er durfte sicher sein, daß kein menschliches Wesen sich in der Nähe befand.

Er öffnete die Kiste und brachte eine kleine Säge, einen Bohrer und eine lange Schnur daraus hervor. Dann knieete er auf dem Eise nieder. Nach einigen mißlungenen Versuchen drang der Bohrer endlich mit knirschendem Geräusche in die dickgefrorene Decke des Teiches ein. Es dauerte wohl über eine Viertelstunde, ehe das Eis in seiner ganzen Dicke durchbohrt war — dann aber erklärte Moritz auch das Schwierigste der ganzen Aufgabe für gethan. Er suchte nun die Spitze der Säge in das mit Wasser bis an den Rand gefüllte Loch zu bringen. Und nachdem dies gelungen war, sägte er abwechselnd mit Verdier ein Quadrat ungefähr von der Größe eines Meters aus dem Eise. Nach ungefähr einer Stunde war das Quadrat vollständig von der übrigen Eisdecke getrennt und schwankte unter jedem leichten Drucke. „Drücken wir jetzt mit all unserer Kraft auf die eine Ecke des Eisstückes, damit wir dieselbe unter Wasser bringen!" ordnete Moritz an. Der Schweiß rann trotz der empfindlichen Nachtkälte über die Gesichter der beiden Männer. Endlich war aber doch die eine Ecke des Quadrates einige Zoll breit unter die Eisdecke gebracht. „Nun müssen wir tüchtig nachschieben!" erklärte Moritz. „Auf! Es gilt eine letzte, höchste Anstrengung!" Wenige Minuten noch und das ausgesägte Quadrat verschwand unter der Eisdecke des Teiches. „Aber man sieht, daß hier das Eis fehlt!" wandte Verdier ein. „Maria Bressol wird diesem wahrlich nicht kleinen Loche gar wohl ausweichen!" Moritz packte gleichmütig sein Arbeitsgeräte in die Kiste und lud sich dieselbe wieder auf den Rücken. „Bis morgen Nachmittag ist das Loch bei der herrschenden Kälte ganz gewiß mit einer neuen Decke, nur einer viel dünneren, geschlossen!" sagte er, „und es würde nur einem sehr geübten Auge möglich sein, irgend einen Argwohn gegen die Solidität des Eises zu fassen. Und übrigens werde ich Maria so an meiner Seite zu halten wissen, daß sie dem Verderben nicht entrinnen kann." Die beiden Männer kehrten zu Fuß nach Paris zurück. Moritz langte mit dem ersten Morgengrauen in seiner Wohnung an, nachdem er sich bei Verdier wieder sein gewöhnliches elegantes Aussehen gegeben hatte. Er fühlte sich müde bis zum Umsinken und warf sich angekleidet, wie er war, auf sein Bett. Er schlief bis gegen ein Uhr Mittags. Dann machte er eine sehr gewählte Toilette und ging zum Frühstück in ein Kaffeehaus. Und wenige Minuten nach zwei Uhr holte er Frau Bressol und Maria zu dem verabredeten Ausflug nach Vincennes ab. Der Wagen hielt schon vor dem Thor. Maria nahm nur noch einen herzlichen Abschied von ihrem Vater, Valentine warf den letzten prüfenden Blick in ihren Spiegel — und dann ging es fort, durch die volksbelebten Straßen und das Stadtthor hinaus, in das Vincenner Wäldchen.

Auf dem Teiche hatte sich des schönen, sonnigen Tages wegen eine große Anzahl von Schlittschuhläufern eingefunden. Maria's vor Vergnügen leuchtender Blick flog suchend über alle die geputzten Menschen hin. Sie hatte Albert heute morgen bei dem Maler eine Andeutung über den beabsichtigten Ausflug gemacht und es seiner eigenen Ueberlegung überlassen, ob er sie, wie aus Zufall, auf dem Teiche treffen wollte? Und richtig — dort glitt er langsam auf dem Eise dahin — aber er war bleich und traurig. Maria hatte dies schon am Morgen bemerkt, ohne eine Gelegenheit zu finden, ihn nach dem Grunde seiner Verstörung zu fragen. Jetzt grüßte Albert freundlich herüber und näherte sich rasch Moritz Vasseur und dessen beiden Begleiterinnen.

Moritz unterdrückte nur mit Mühe einen Fluch, der sich auf seine Lippen drängte. Die Gesellschaft dieses unberufenen, jungen Menschen während der Schlittschuhpartie drohte seine mit so vieler Mühe vorbereiteten Pläne scheitern zu machen. Zu seinem großen Vergnügen aber empfing Valentine den jungen Gibray zwar sehr höflich, indessen auch mit einer so fühlbaren Kälte und Zurückhaltung, daß er sich zu Maria's lebhaftem Bedauern nach einer kurzen Unterhaltung wieder entfernte. Valentine wollte so wenig als möglich zu thun haben mit dem Sohne desjenigen, den sie als ihren gefährlichsten Feind haßte.

Nun hatte Moritz wieder freien Spielraum für die Ausführung seines verbrecherischen Planes. Er tummelte sich mit seinen beiden Damen zuerst eine Weile unter den übrigen Schlittschuhläufern herum

und wartete so das Einbrechen der ersten, leichten Dämmerung ab. „Machen wir nun noch einen Wettlauf!“ schlug er dann plötzlich vor.

Maria klatschte vor Vergnügen in die Hände, denn sie war eine so geübte und geschickte Läuferin, daß sie es für sicher hielt, die Erste am Ziele zu sein. Valentine zeigte sich weniger entzückt, machte aber keinen Einwand gegen den Vorschlag. „Wohin laufen wir?“ fragte Maria.

„Vielleicht nach der Insel!“ erwiderte Moritz, „da ist unser Weg am freiesten. Der letzte Brückenpfeiler sei unser Ziel, wenn es Ihnen so genehm ist.“

„Ganz gut!“ stimmte Maria bei.

„Kommen Sie an meine rechte Seite, Fräulein!“ ordnete Moritz an, „Sie, gnädige Frau, an meine Linke. Und nun? Sind wir bereit?“

„Ja, ja!“ jubelte Maria mit ihrer silberhellen Stimme.

Moritz klatschte dreimal in die Hände und fort flogen die Drei, wie auf Windesflügeln. — Ein Blick aus thränenfeuchten Augen folgte ihnen. Albert Gibray war's, der ihnen so traurig nachsah und dann aus weiter Ferne, wie von Maria's weißem Hermelinpelze magnetisch angezogen, folgte. Er sollte ihr entsagen, die ihm durch jede ihrer Mienen, durch jedes Lächeln ihre unschuldige Neigung verriet — nein, nimmer, nimmer! „Ich lasse nicht von Dir, meine süße, reine Blume! Und mein Vater wird sich beugen müssen vor der Macht meiner Liebe. Er wird uns endlich seinen Segen geben!“ rief er in seinem Innern der schlanken Mädchengestalt zu, die leicht wie ein Silberwölkchen vor ihm dahinflog.

Aber was war das? Albert sah plötzlich Maria's weißen Pelz nicht mehr und ein lauter Hilferuf aus Frauenmunde schallte über das Eis herüber. War Maria gestürzt und hatte sich etwa schwer verletzt? In wenigen Sekunden stand Albert neben Moritz und Valentine.

„Was ist geschehen?“ stotterte er atemlos.

„Meine Tochter ist eingebrochen in das Eis!“ rief Valentine mehr erschreckt, als mit der wahren, heißen Angst eines Mutterherzens.

Es bedurfte keiner weiteren Erklärung für Albert, ohne das geringste Bedenken stürzte er sich in das Loch hinab, in welchem die Geliebte seines Herzens verschwunden war. Die eiskalten Wasser schlugen über ihm zusammen und drohten ihn zu ersticken. Er war aber ein guter Schwimmer und Taucher. Er suchte und suchte und erfaßte endlich eine der dicken Haarflechten Maria's! Und nun strebte er kräftig nach der Oberfläche. „Helft mir hinauf!“ stöhnte er, seine freie Hand emporstreckend. „Ich habe sie gefunden, helft, helft!“

Es waren inzwischen mehr Leute herbeigekommen. Albert und mit ihm die bewußtlose Maria wurden aus dem Wasser gezogen und nach Vincennes geführt. Dort erlangte Maria ihr Bewußtsein wieder und dankte ihrem Lebensretter durch einen einzigen Händedruck, der aber mehr aussprach als Worte es je vermocht hätten.

Nachdem die beiden jungen Leute in einem Gasthofe mit trockenen Kleidern versehen worden waren, kehrten sie mit Moritz und Valentine mittelst des bereitstehenden Wagens nach Paris zurück. Albert Gibray lag halb ohnmächtig in den Kissen des Wagens. Er klagte über einen heftigen Schmerz in seiner linken Schulter und ein starkes Fieber schüttelte sichtbar seine Glieder. Die bleiche, erschöpfte Maria betrachtete ihn mit kummervoller Zärtlichkeit und flüsterte ihm von Zeit zu Zeit ermunternde Worte zu.

Wie sehr erschrak Herr von Gibray, als ihm sein Sohn in einem so traurigen Zustande von einer harmlosen Schlittschuhpartie zurückgebracht wurde. Er ließ eiligst einen Arzt rufen und dieser erklärte, Albert habe sich die rechte Schulter verrenkt und daß infolge der starken Erkältung überdies noch eine Brustentzündung zu befürchten sei. Herr von Gibray brachte die ganze Nacht am Krankenlager Alberts zu, der in seinen Fieberphantasieen unablässig und voll glühender Sehnsucht den Namen „Maria“ rief! (Fortsetzung folgt.)

Wie die ersten Post-Sparkassen- und die Post-Renten-Versicherungen entstanden sind.

Von E. König. (Schluß.)

Unter dem alten System konnte ein Einleger beispielsweise eine Uebertragung seines Guthabens von Manchester auf Liverpool nur dadurch bewirken, daß er den Betrag aus der einen Sparkasse herausnahm und denselben der anderen übergab. Dieses Verfahren war nicht nur unbequem, sondern der Einleger hatte dabei noch das Risiko, sein Geld zu verlieren oder es ganz oder zum Teil auszugeben.

Unter dem Post-Verwaltungssystem kann die Uebertragung des Guthabens in kurzer Frist bewirkt werden, und ohne daß der Einleger das Geld zu Gesicht bekommt, sowie ohne Gefahr und ohne Verlust.

In die Reihe der Vorteile der Postsparkassen sind nächst ihrer unzweifelhaften Sicherheit ihre besondere Bequemlichkeit zum Einzahlen und Zurückziehen von Beträgen zu zählen; denn die Postanstalt ist Annahme und Auszahlungsstelle. In England war übrigens außerdem zu erwägen, daß die Verwaltungsausgaben bei den alten Sparkassen nicht gestatteten, daß sie länger als ein paar Stunden die Woche geöffnet bleiben, während die Postsparkassen jeden Wochentag während der Büreaustunden dem Publikum offen standen.

Es war bestimmt worden, daß Beiträge nicht unter einem Schilling und nicht über 30 Pf. Sterling in einem Jahre in diese neuen Postsparkassen eingelegt werden konnten. Den Einlegern erwuchsen keine Ausgaben für Bücher, Porto u. dgl. und die Zinsen betrugen 2½ Prozent. Dieser Zinsfuß allerdings nicht hoch, war doch so hoch bemessen, wie ihn die Regierung ohne Verlust zahlen konnte.

Eine wohlthätige Folge der Einführung der Postsparkassen in England war ferner, daß dieselben dazu beitrugen, eine gewisse Unabhängigkeit unter den Arbeitern zu erzeugen. Ihr Verkehr mit den Postsparkassen ist rein geschäftlicher Natur. Die alten Sparkassen dagegen hatten viel von dem Charakter der Wohlthätigkeitsanstalten an sich. Namentlich war in England ein Einwand mit großer Bitterkeit gegen die alten Sparkassen geltend gemacht worden, nämlich der, daß viele große Arbeitgeber im Direktorium solcher Institute sich befänden und im stande seien, sich eine gewisse Einsicht in die ökonomischen Verhältnisse zu verschaffen, welche Einsicht nicht immer die besten Ziele verfolgte. So war es in einem Komité zur Sprache gekommen, daß der Arbeitslohn sparsamer Arbeiter von ihren Prinzipalen aus dem Grunde herabgesetzt worden war, weil ihre Existenz bereits genügend gesichert sei.

Keine dieser Einwendungen lassen sich gegen die Postsparkassen geltend machen. Den Postmeistern war es von vorn herein verboten, die Namen der Einleger und die Höhe der von denselben gemachten Einlagen zu veröffentlichen oder irgend jemand mitzuteilen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß allmählich die meisten Kulturländer die so gemeinnützige Einrichtung nach Großbritanniens Vorgange zum Segen ihrer Bevölkerung einführten.

Bald nach Schaffung der Postsparkassen in England erschien der Gesetzentwurf wegen vermehrter Erleichterungen für den Kauf kleiner jährlicher Leibrenten auf Kredit des Staates und von Lebensversicherungen. Dies Gesetz hat sich beinahe ebenso nützlich erwiesen, wie das der Postsparkassen.

Der Gesetzentwurf kam im Jahre 1864 zur Beratung und war zum Teil eine Ausdehnung des Grundsatzes eines älteren Gesetzes, welches von Leibrenten von nicht mehr als 30 Pfd. St. im Jahre handelte für welche der Einkaufsbetrag in einer Summe oder in jährlichen Prämien entrichtet werden konnte.

Vorschläge zu Lebens-Versicherungen auf Kredit des Staats sind noch früheren Ursprungs.

Mr. Whitbread schlug schon 1807 eine Staatsversicherungsanstalt vor. Das Gesetz, welches im Jahre 1853 angenommen wurde, verbesserte zwei frühere Entwürfe in der Weise, daß eine Person, welche eine Leibrente gekauft hatte, ihr Leben auch auf die betreffende Summe versichern konnte. Dieses Gesetz war indessen sowohl mit Bezug auf die Lebensversicherung, als auch in Bezug auf die Leibrente praktisch von keiner besonderen Wirkung trotz aller Verbesserungsanträge, welche dazu gestellt worden waren. Seit dem Jahre 1854 war der Gesamtbetrag der jährlichen Zahlungen nur 177,644 Pfd. St. Im Jahre 1864 waren nur 6500 solcher Leibrenten in Kraft, die einen Betrag von 140,000 Pfd. St. repräsentierten.

Da nahm Gladstone die Sache in die Hand in der Aussicht auf wirksame Hilfe derjenigen Personen, welche die englischen Postsparkassen organisiert hatten und im vollen Vertrauen auf das verbesserte Ineinandergreifen aller Zweige der Postverwaltung. Er führte alle früheren Vorschläge auf einen einfachen und bestimmten Plan zurück.

Es ist eine historische Thatsache, daß nach dem Gesetzentwurfe von Gladstone, welcher letzterer anfangs durch seine Beredsamkeit alle seine Hörer mit sich fortriß, später gewaltige Opposition bereitet und demnächst einem besonders erwählten Komite überwiesen wurde.

Der Gesetzentwurf bestand indessen die Probe — nur einige Kleinigkeiten wurden verändert — und wurde einstimmig und aufrichtig in seinen Grundzügen genehmigt.

Diese Prinzipien bestanden in Kürze darin: daß jedermann im stande ist, sein Leben für eine Summe von 20 bis 100 Pfd. St. mit Bürgschaft des Staates zu versichern,

daß jedermann ferner eine später in Kraft tretende Leibrente von nicht mehr als 50 Pfd. St. entweder durch eine einmalige Zahlung oder durch jährliche Prämien oder deren Entrichtung in kleinen Ratenzahlungen sich erwerben kann; (diese Ratenzahlungen können in beliebigen Zeiträumen geleistet werden, vorausgesetzt daß die Beiträge nicht geringer sind, als 2 Schilling),

daß ferner die Prämienzahlungen für die Lebensversicherung in derselben Weise geleistet werden können, und schließlich,

daß jedermann sein Leben nach diesem Gesetze versichern kann, ohne daß es erforderlich ist, sich zunächst eine Leibrente zu verschaffen.

Die Tabellen, welche mit großer Sorgfalt unter den Augen der Mitglieder der Staatsschulden-Tilgungs-Kommission ausgefertigt waren, wurden beiden Häusern 1865 vorgelegt. Die Reglements für die Führung der Geschäfte hatten dieselben Kräfte ausgearbeitet, welche das Gesetz über Einrichtung der Postsparkassen zu einem so erfolgreichen Abschluß gebracht hatten.

Den Tabellen und den Reglements reihte sich eine Art von offizieller Flugschrift an, welche auf Anordnung des damaligen Generalpostmeisters Lord Stanley of Alderley veröffentlicht wurde. „Einfache Regeln als Anhalt für Personen, welche ihr Leben versichern oder vom Staate garantierte Leibrente erwerben wollen“ — i,

der Titel dieser von Scudamore verfaßten Flugschrift, welche im ganzen Lande verbreitet wurde. Die gedachte Schrift gibt in einfachen, leichtfaßlichen Ausdrücken sehr klare Illustrationen über die Benutzung der Tabellen bei Lebensversicherung und Leibrente.

England war es sonach, das mit Hilfe der Postsparkassen ein Verfahren anbahnte, das nach den Worten eines seiner mächtigsten Fürsprecher „wahrscheinlich mehr dazu thun wird, die Sparsamkeit der ärmeren Klassen zu befördern, als irgend eine Maßregel, welche in England eingeführt ist, seitdem die Rechte des Privatbesitztums sicher gestellt sind."

Bitte.

Weil auf mir, Du dunkles Auge,
Uebe Deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit Deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß Du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

Lenau.

Unsere Bilder.

Ruine Frauenstein. Im oberösterreichischen Innkreise auf dem rechten Ufer des stattlichen Inn erheben sich auf steilem, das breite Flußthal überschauendem Hügel die Ruinen der alten Burg Frauenstein, hoch über dem gleichnamigen kleinen Dorfe, welchem die Burg ohne Zweifel einst den Namen gab. Die Burg ist unverkennbar sehr alt, denn sie zeigt in ihren Grundlinien noch die Anlage der Burgen der romanischen Zeit, wenn auch die Sage, daß sie einst ein Römerkastell an der Donaugrenze gewesen sei, sich nicht haltbar erwiesen hat. Sie ist jedoch in den Annalen der Geschichte des sogenannten Innviertels oft genannt, denn sie war der Sitz eines trotzigen ritterlichen Geschlechtes, das im Mittelalter viel von sich reden machte und von welchem auch manche hohe kirchliche Würdenträger abstammten. Heutzutage wird die Burgruine um ihrer schönen Aussicht willen von Naturfreunden aus der Umgebung noch ziemlich häufig besucht. O. M.

Vor der Mausefalle. Es hat sich ein Mäuschen in der Falle gefangen, irrt darin ängstlich hin und her und sucht vergebens den Ausgang. Dadurch verrät es sich dem kleinen Kinde, welches mit ihm das Zimmer teilt und nun, von Neugierde angezogen, allmählich die erklärliche Scheu vor dem unbekannten ekelhaften Tiere überwindet und der Mausefalle näher rückt. Der Künstler, der uns diese einfache, naive Situation vorführt, läßt uns im Ungewissen, wie weit noch die Neugierde des hübschen, kleinen Lockenkopfes sich erstrecken wird und zeigt uns nur die Alles absorbierende Aufmerksamkeit und das Interesse, welche das Kind für das gefangene Nagetier hegt.

Die Kirche in Wittelsbach. Nahe bei dem Städtchen Aichach an der Parr, an der westlichen Grenze der Provinz Oberbayern, liegen die Dörfer Ober- und Unterwittelsbach. In der unmittelbaren Nachbarschaft von diesen stand ehedem die Burg Wittelsbach, die Wiege jenes alten Dynastengeschlechtes, welchem das gegenwärtige bayrische Königshaus entstammt. An der Stelle, wo einst die Burg stand, hat König Ludwig I. einen 50 Fuß hohen Obelisk zur bleibenden Erinnerung an diese geschichtliche Thatsache errichten lassen, und ganz nahe dabei steht die Kirche, von welcher unser vorstehender Holzschnitt eine Ansicht darbietet. Die Stammburg Wittelsbach ist von Herzog Ludwig I. von Bayern selbst etwa um 1209 oder 1210 zerstört worden. Die noch stehende Kirche ist jünger als dieses Ereignis und soll auf dem Unterbau einer früheren Kirche erbaut worden sein, welche nach unverbürgter Sache die Gräber der alten Wittelsbach'schen Pfalzgrafen enthielt. Viele von diesen können jedoch hier nicht wohl beigesetzt worden sein, denn Otto V. hatte erst um 1124 die Residenz der Pfalzgrafen von der Burg Scheyern nach der Burg Wittelsbach verlegt, und der aus Kaiser Friedrichs I. Römerzügen bekannte Otto VI., welcher 1180 das Herzogtum Bayern erhielt und seine Residenz verlegte, ist unseres Wissens anderwärts begraben. Aber jedenfalls knüpft sich schon um des Namens willen ein hohes geschichtliches Interesse an das auf steilem Hügel thronende bescheidene Kirchlein. O. M.



Unterbrochenes Studium.

Allerlei.

Vor dem Diner. „Johann! wenn die Pferde ganz gefressen haben, so sagt Du mir's, dann können's eingespannt werden." — (Nach dem Diner.) „Gnädiger Herr, g'fressen haben's jetzt genug, jetzt können's eingespannt wer'n."

— Der berühmte Poussin erhielt einst den Besuch eines Kardinals, welcher Freund und Kenner der Kunst war. Sie unterhielten sich bis spät in die Nacht, und der Maler begleitete dann seinen Gast mit dem Lichte bis an die Thüre. Der Kardinal bedauerte, daß Poussin keinen Bedienten habe. „Und ich," antwortete dieser, „bedauere Euer Eminenz, daß Sie so viele Diener haben; denn Sie sind sicherlich schlechter bedient als ich."

— „Haben Sie nicht ein Viertelstündchen Zeit?" rief ein aus einem Laden guckender unfrisierter Herr einem sehr schnell vorübereilenden Friseur zu. — „O ja!" erwiderte dieser freundlich und jener sagte lächelnd: „So bitte ich Sie, ein wenig langsamer zu gehen. Sie rennen sich sonst die Schwindsucht an den Hals."

— Für Leute, welche am unrechten Orte sparen und ihre Bücher nur aus der Leihbibliothek, ihre Zeitungen nur als Unterabonnenten beziehen wollen, stellt Wurst's „Kalender für Elsaß-Lothringen" folgende Berichte aus ärztlichen Zeitschriften zusammen. Stabsarzt Dr. Aßmann in Wahlau erzählt, wie durch einen Brief der Keim des Scharlachfriesels von Danzig nach Wahlau verschleppt wurde. Die „Gazette medicale von Nantes" berichtet, wie Scharlach und Rötheln durch Hunde und Katzen verbreitet wurden. — Dr. Willmar Schwabe in Leipzig erzählt in seiner ärztlichen Zeitschrift, wie ein Mädchen die Diphteritis auf seine Mutter übertrug und zwar vermittelst einer illustrierten Zeitschrift, welche beide mit angefeuchtetem Zeigefinger durchblätterten. S.

— Hausherr: „Du Schlingel Du, hast wieder die Hausthüre offen gelassen! Steht nicht da: „Jedermann wird höflichst ersucht, die Thüre zuzumachen? — Lehrbub: „Das geht mich nichts an, ich bin kein Mann, ich bin ein Lehrbub, und ein Lehrbub wird nie höflichst ersucht."

Schutz der Wintersaat gegen Mäusefraß. Obwohl die Zeit der Wintersaat vorbei ist, dürfte es die Leser doch interessieren, nachfolgende Mitteilung aus der Praxis zu vernehmen: Ein Landwirt beabsichtigte, einen zwischen zwei Futterfeldern gelegenen Acker mit Winterfrucht zu bestellen. Da die Mäuse sich heuer schon vor der Ernte, noch vielmehr aber nach derselben in bedeutender Menge vermehrt, und diese gefährlichen Nagetiere sich insbesondere in den beiden Futterfeldern zu Tausenden eingenistet hatten, so nahm er auf 50 Kilo Dinkel 1/2 Liter Erdöl und 100 Gramm Karbolöl, vermischte beide Substanzen gut mit der Saatfrucht durch Umrühren und unter Besprengung mit Gülle, und besäte mit der so bereiteten Saatfrucht seinen Acker. 5 Wochen nach der Saat zeigte der Acker eine schöne gleichmäßige Bestockung, nicht ein Korn wurde von den Mäusen berührt, während andere junge Saaten teilweise durch Mäusefraß sehr gelitten haben und plattig geworden sind. (Württ. landw. Wochenblatt 1884.)

Sinnsprüche.

Wenn eine Gans trinkt, trinken alle.

*

Gesundheit ist der größte Reichtum.

*

Fleißiger Hausvater macht hurtig Gesinde.

*

Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.

*

Befaß' dich nicht mit solchen Dingen,
Die keinem Menschen Nutzen bringen!

*

Du mußt, soll's wohl im Hause stehen,
Auf Sparsamkeit und Ordnung sehen.

*

Erträgst du eine Unbild nicht mit Ruh',
So ziehst du dir deren hundert zu.

Auflösung.

e	g	e	r
g	e	r	a
e	r	f	a
r	a	a	b

Silbenrätsel.

Aus nachstehenden 16 Silben sind 5 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen die Namen zweier Dichter ergeben.

lo nett ez har cin ti a nap
sa su se cin mo na

1) Name eines Königs. 2) Eine befestigte Hafenstadt in Kaukasien. 3) Eine amerik. Stadt. 4) Ein Saiteninstrument. 5) Eine Stadt in Aegypten.

Bilderrätsel.



Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Fingerhut.

Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.